

N



NORDSEE

Einleitung von
James Attlee

PRESTEL

München · London · New York

NORWEGEN

DÄNEMARK

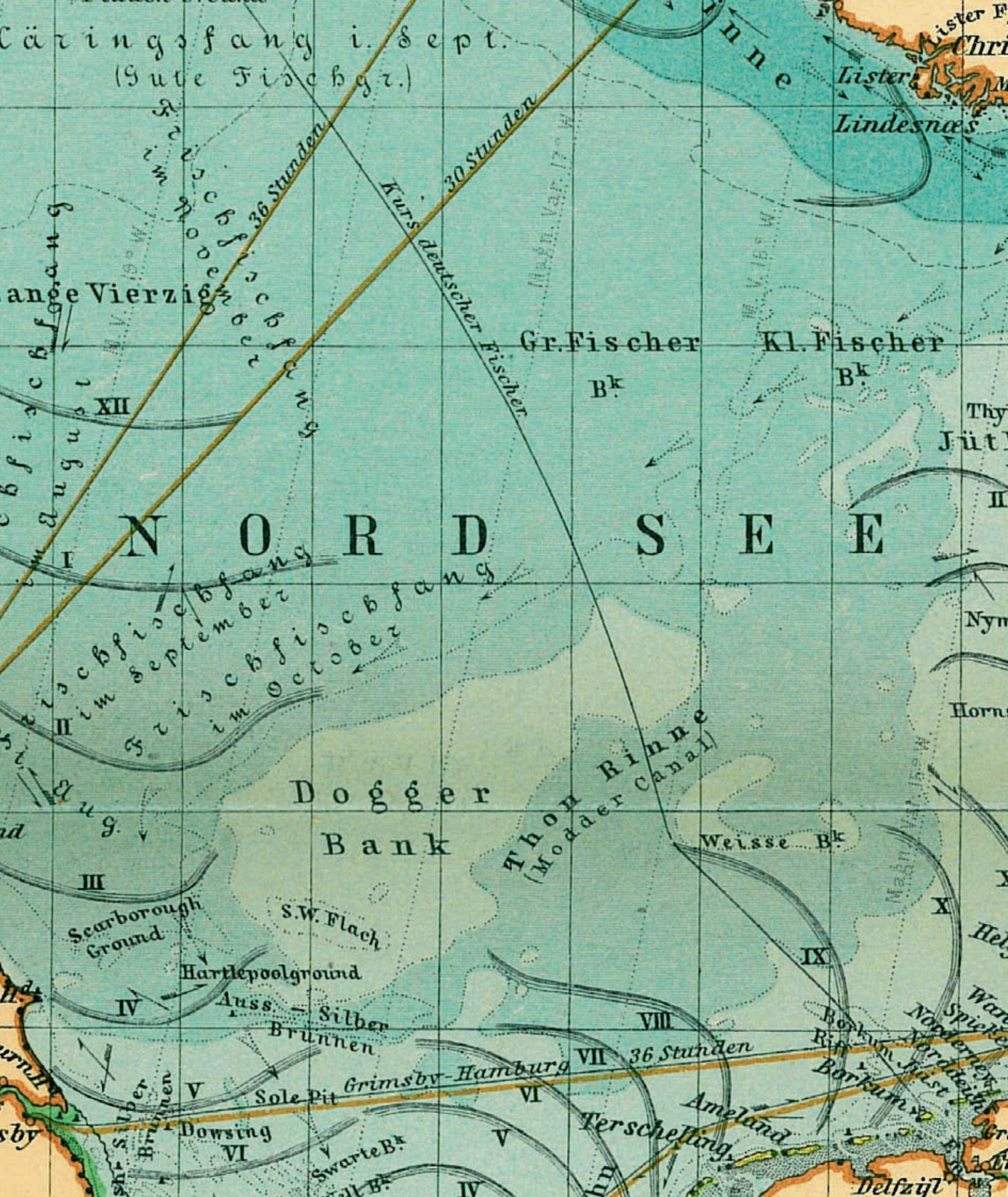
DEUTSCHLAND

GROSSBRITANNIEN

NIEDERLANDE

BELGIEN

FRANKREICH



Walker Evans' fabelhafte
Definition der Fotografie:
Niemals, unter keinen
Umständen, sollte sie auch
nur in der Nähe eines
Strandes stattfinden.

JOHN SZARKOWSKI¹

Das Meer ist der Weg ins Nirgendwo. Die älteste Schnellstraße der Welt, die uns immer wieder ruft, die uns auffordert, unsere Heimat zu verlassen und uns auf wilde, gefährliche Entdeckungsfahrten zu begeben. Ganz deutlich schallt uns der Ruf der See aus dem altenglischen Gedicht *The Seafarer* entgegen, das irgendwann zwischen dem 7. und 10. Jahrhundert verfasst wurde. Der Erzähler im Gedicht hat einen harten Winter an Bord eines Schiffes erduldet – die Füße in den unnachgiebigen Fesseln der Kälte gefangen, während sein heißes Herz vor Sorge überschäumt. Doch als er endlich von Bord geht, ist er noch immer rastlos; sein Geist wandert bereits wieder über die Ozeane, als er sein behagliches Eigenheim erneut verlässt und sich aufmacht, ferne Länder zu entdecken. Alle Nationen, deren Territorium an die Nordsee grenzt, haben solche Reisenden in die Ferne geschickt: Kaufleute und Entdecker, Eroberer und Missionare. Sie suchten nach Schätzen, nach Land, nach verlorenen Seelen. Und sie leben seit jeher – manche mehr, manche weniger – von dem, was die Nordsee ihnen gibt: von Fisch, Öl und Gas, international gehandelten Waren, die in ihren Häfen eintreffen oder von dort aus in die Ferne reisen.

Die Motive, die sich im *Seafarer* finden, sind ebenso in die Gene der Europäer eingeschrieben wie die altnordischen Sagas und die DNA der Wikinger, die ihre Länder einst heimsuchten. Doch der Komfort des Lebens im 21. Jahrhundert macht uns träge – wir sind heute nicht mehr willens, die Gesellschaft unserer Lieben gegen den Gesang des wilden Schwans und die rauschenden Wellen einzutauschen, wie es dereinst der Erzähler des *Seafarer* tat. Stattdessen spülen die Wellen heute andere Reisende an unsere Küsten. Menschen, die vor Hunger, Krieg und Katastrophen flüchten – vor Dingen, von denen wir schlicht keine Vorstellung haben. Viele von uns stammen von Seeleuten ab, die die ganze Welt ihr Zuhause nannten, und doch stellen wir das Recht jener Menschen infrage, einen Neuanfang zu wagen. Verbissen verteidigen wir Tunnel, Häfen, LKW-Parkplätze und alle anderen Orte, an denen sie unser Heimatland betreten.

Was all das mit den Bildern zu tun hat, die dieses Buch füllen? John Szarkowski, der fast 30 Jahre lang im Museum of Modern Art in New York als Kurator für die fotografische Sammlung zuständig war, zitierte einst in einem Interview den legendären

amerikanischen Fotografen Walker Evans und dessen Negativdefinition der Fotografie. Evans sah zwischen den Horden von Familien, die in Coney Island ihre Schnappschüsse machten, und ernsthaften Fotografen wie ihm selbst einen unüberwindbaren Ozean. Seiner Meinung nach passten Fotografie und Strand überhaupt nicht zusammen. Aber ist nicht vielleicht gerade das Gegenteil der Fall? Was, wenn das verspielte Gefühl und der Wunsch, einen flüchtigen Moment festzuhalten, die aus den Strandfotografien in diesem Band sprechen, welche teils von Profis, teils von Amateuren aufgenommen wurden, die Vorboten des Zeitalters der Selfies und der aktuell so verbreiteten Schnappschussästhetik waren? „Das Entscheidende an der Photographie“, schrieb Walter Benjamin etwa 30 Jahre vor Szarkowski, „ist wieder und wieder die Beziehung des Photographen zu seiner Technologie.“² Von den ersten Kompaktkameras bis zum heute allgegenwärtigen Smartphone: Auch und gerade am Strand hat man sich immer wieder der neuesten Technologien bedient, um die subtile Schönheit der Natur einzufangen und um Menschen abzulichten, die dort ganz bereitwillig zusammen mit ihrer Kleidung auch gleichzeitig ihre Hemmungen ablegen.

II

„*Sous les pavés, la plage*“ – diesen berühmten Slogan malten die Studenten im Jahr 1968 an die Hauswände von Paris: „Unter dem Pflaster liegt der Strand!“ Das war nicht nur wörtlich gemeint, in dem Sinne, dass unter den Pflastersteinen, wenn man sie aus der Straße brach, um sie auf Polizisten zu werfen, Sand zum Vorschein kam; vielmehr ging es darum, wie wir uns wieder eins mit der Natur fühlen und auf spielerische Weise – ein wenig wie ein Entdecker – die Welt erleben können. Heutzutage finden wir zu einer solchen Haltung am häufigsten, wenn uns ein paar Tage Urlaub vergönnt sind und wir uns von unserer anstrengenden Arbeit erholen dürfen. Ferien sind für die arbeitende Bevölkerung Europas eine relativ neue Erscheinung – das Konzept des bezahlten Urlaubs gibt es seit noch nicht einmal 100 Jahren. In Frankreich beispielsweise bekamen die Arbeiter zum ersten Mal im Juni 1936 *congé payé*, als die *Front Populaire* die Regierung stellte. Es war der erste Schritt hin zu einer „Demokratisierung“ der Badeorte. An der Küste, die auf vielen Kilometern niemandem gehörte, fand man genug Platz, um neue Freiheiten zu erkunden. Am Strand lässt man seinem Spieltrieb freien Lauf, vollkommen unproduktive Tätigkeiten

sind hier gang und gäbe. Auf Seite 33 sehen wir einen Vater in dicken Croisé-Hosen, der seinen grinsenden Sohn bis zum Hals im Sand eingegraben hat; eine Frau, die sich in einem Liegestuhl entspannt, sieht den beiden zu. Und in einer anderen Szene begegnet uns ein Hobbykünstler, der hinter einer Skulptur aus Sand posiert, die die Flut schon bald fortspülen wird (S. 48). Der lineare Fortschritt, der stets von A nach B verläuft, wird hier untergraben, und das zielgerichtete Treiben der Arbeitswelt bleibt außen vor. Auf Seite 42 warten vier Esel an einem britischen Strand geduldig unter einem im Wind flatternden Union Jack auf Reiter, um sie im Kreis herumzutragen; am Ende werden sie wieder genau dort ankommen, wo sie losgeritten sind.

Manche dieser Bilder sind noch gar nicht so alt, und doch scheinen sie fast aus einer anderen Welt zu stammen – einer Welt ohne Ironie und ohne WLAN, wo es allein um das physische Erleben geht. „Alle Fotografien sind Zeitaufnahmen, manche von kürzerer, manche von längerer Dauer“, schreibt John Szarkowski. „Jede beschreibt einen ganz bestimmten Abschnitt in der Zeit. Und diese Zeit ist immer die Gegenwart.“³ Tatsächlich scheinen viele der hier Abgelichteten so etwas wie eine frühe Form eben jener „Achtsamkeit“ zu demonstrieren, die heute in aller Munde ist: Sie halten sich nicht mit irgendwelchen Atemübungen auf, sondern leben ganz im Hier und Jetzt. Und das zeigen sie, indem sie ihre Zehen in den Sand stecken oder sich in die kalten Fluten werfen – uralte Aktivitäten, durch und durch aufgeladen mit symbolischer Bedeutung. „Die Geschichte ist ein Kind, das am Strand eine Sandburg baut, und dieses Kind steht für die ganze Macht, die der Mensch in der Welt hat“, soll Heraklit gesagt haben, auch wenn sich das Knäuel aus unterschiedlichen Formulierungen und Zuschreibungen rund um dieses Zitat kaum mehr entwirren lässt. (Ich für meinen Teil bin nicht allzu überzeugt davon, dass sich ein vorsokratischer Grieche mit einer Tätigkeit auskannte, die man eher mit Kindern der Neuzeit verbindet.) Dennoch ist und bleibt dieser Satz eine kraftvolle Metapher für die Vergänglichkeit allen menschlichen Strebens. Wie dem auch sei: Philosophische Grübeleien stehen bei kaum jemandem, der den Tag am Strand verbringt, auf der Agenda. Stattdessen zeigen die in diesem Band versammelten Fotos Menschen, die lachen, winken, umherspringen, die wenig würdevolle Kleidung tragen oder an der Wasserlinie entlangrennen, und zwar nicht, weil sie ein bestimmtes Ziel im Auge haben, sondern aus bloßer *joie de vivre*.

In der Seeluft liegt aber nicht nur behagliche Zufriedenheit, sondern auch ein Hauch von Anarchie. Dafür steht zum Beispiel die *Punch and Judy Show* auf Seite 125: Diese Art des mobilen Puppentheaters tauchte zum ersten Mal im 17. Jahrhundert auf den Straßen Großbritanniens auf und findet in den Badeorten auch heute noch ihr Publikum. Mr. Punch, ein direkter Nachfahre der neapolitanischen Figur Pulcinella, spricht unbequeme Wahrheiten aus, die niemand anderes zu äußern wagt. Er ist der Justiz immer einen Schritt voraus und schlägt ganz willkürlich seine Frau, sein Kind, seinen Hund, einen Polizisten und sogar den Teufel mit seinem Stock. Und dabei wiederholt er immer wieder sein Mantra: „*So macht man das!*“, wobei der Puppenspieler seine Stimme mithilfe des sogenannten *swazzle* verzerrt, einem metallenen Gerät, das ihm zwischen Zunge und Gaumen steckt. Man kann hier, am Rande aller Dinge, ungestraft seine Meinung kundtun, wenn man in die Verkleidung des Mr. Punch schlüpft – oder einfach in die grell-legere Kleidung der Urlauber. Jede nicht allzu salonfähige Bemerkung wird sofort vom Wind aufs Meer davongetragen. *Hat er das wirklich gesagt? Also, ich würde doch niemals...* Jenseits der gestreiften Bude verschwimmen im Hintergrund die Menschen – und die gesellschaftlichen Schichten: In der Badehose sehen sich ein Graf und ein Müllmann doch recht ähnlich. Am Strand zählt nicht mehr, in welche Familie man hineingeboren wurde; hier kann eine Frau zur *La Reine des Fritures* werden, einfach nur, weil sie mit einer Fritteuse umgehen kann (S. 18/19).

Doch längst nicht jeder an der Küste hat frei: Das Meer, in dem die Urlauber die letzten Spuren ihres Arbeitslebens von sich abwaschen, bietet seinerseits zahllosen Menschen Lohn und Brot, die Küste ist ein Industriestandort. Zwei Fotografien, auf den Seiten 58/59 und 60/61, offenbaren ganz deutlich, welches Spannungsfeld dort herrscht. Eine zeitgenössische Aufnahme eines Windparks in Jütland vor der dänischen Küste zeigt lange Reihen von Windkraftanlagen, der neuesten Ergänzung des maritimen Horizonts. Das andere Foto stammt von 1929; zu sehen sind vier Tänzerinnen an einem belgischen Strand beim Radschlagen, deren gespreizte Beine wiederum an die Windräder erinnern. Doch vielleicht verbindet die beiden Bilder mehr als eine bloße visuelle Ähnlichkeit. Der Wind war schon immer eine alternative, erneuerbare Energiequelle, und das Gleiche scheint für den Strand zu gelten: Seit Jahrhunderten suchen die Menschen die Nähe zum Meer, um ihre

Batterien aufzuladen und die Zwänge des Alltags abzuschütteln. Um auf der Pier frivole Postkarten zu kaufen oder sich mit dem Geliebten zu treffen, ohne dass es jemand merkt.

III

Wenn man sie sich direkt von der Seite anschaut, wie auf Seite 38/39, bilden die aufeinandergestapelten Container im Hafen ein Muster verschiedenfarbiger Quadrate, das an Mondrian denken lässt. Nur kryptische Reihen von Buchstaben und Zahlen verraten den Eingeweihten, was in ihnen steckt. Von der Form her erinnern sie noch an etwas anderes, das man an der Nordsee findet: eine Art Container für Menschen. In der Nebensaison sind Strandhütten wie diejenigen auf nichts als hölzerne Kästen, Abkömmlinge der fahrbaren Badekarren, die man im 19. Jahrhundert von Pferden ins Wasser ziehen ließ und die es den Badenden erlaubten, Sitte und Anstand zu wahren. Doch sobald die Ferienzeit beginnt, öffnen sich ihre Doppeltüren und gewähren Einblick in ganze Lebenswelten im Kleinformat, wie sie die Fotografin Annie van Gemert in ihrer Bilderreihe auf Seite 36/37 festgehalten hat. Viele Hütten sind individuell gestaltet und mit Namen versehen, doch wenn, dann tragen sie nur die Vornamen ihrer Besitzer, Anneke, Christophe, Alain, Westy – ein Hinweis darauf, dass die Rollen des Alltagslebens außer Kraft gesetzt sind. Diese Kabinen haben einen durchaus praktischen Zweck. Nebst ihren Besitzern enthalten sie alles, was man braucht, um den üblichen Freizeitaktivitäten nachzugehen, die man am Strand treibt: Badelaken, Eimer und Schaufel, einen Fußball, Schwimmflügel für die, die sich im Wasser noch schwertun. Eine Art transportable Miniaturversion der Strandhütten sind die Strandkörbe, die Mitte des 20. Jahrhunderts in Deutschland populär wurden. Mit ihrer einklappbaren Markise und den ausfahrbaren Fußstützen bieten sie genug Platz für ein Ehepaar mit Kleinkind, wie man auf dem in Cuxhaven aufgenommenen Foto auf Seite 30 sehen kann. Der Strandkorb verleiht selbst dem zwanglosesten Setting ein hohes Maß an Seriosität. Hier konnten und können Pärchen beinahe nackt zusammensitzen, ohne dass die Öffentlichkeit es missbilligt, ungeachtet des herrschenden moralischen Klimas.

Am besten kommt die Spannung zwischen formell und informell, zwischen alltäglichen Ritualen und ungewohnten Verhaltensweisen am Rande des Meeres vielleicht auf dem Foto auf Seite 96 zur

Geltung, wo eine Gruppe Niederländer an einem gedeckten Tisch sitzt, der mitten in den Fluten steht – eine Szene, die eines René Magritte würdig wäre; oder auf Seite 66/67, wo wir ein älteres britisches Paar sehen, er in Anzug und Strohhut, sie mit Kopftuch, die ihre Hosenbeine hochgekrempelt haben und durch das seichte Wasser flanieren, während im Hintergrund die Weißen Klippen von Dover aufblitzen. Bestimmte Anstandsregeln werden auch angesichts der Wellen nach wie vor gewahrt. Auf einer frühen Fotografie sind niederländische Mädchen in traditioneller Kleidung zu sehen, in langen Röcken und Holzschuhen, ihr Haar unter weißen Hauben verborgen (S. 64). Auf dem zeitgenössischen Bild gleich daneben sieht man drei muslimische Frauen, die barfuß im flachen Wasser stehen, das Haupt mit Kopftüchern bedeckt; sie blicken hinaus aufs Meer, wo ihre Kinder in den Wellen spielen (S. 65).

Der Strand ist per definitionem kein allzu ernsthafter Ort. Den meisten Leuten, die die Strände frequentieren, liegt nichts ferner, als sich mit trüben Gedanken zu belasten. Wenn sie in der Sonne liegen, lesen sie Unterhaltungsromane und geben so einem ganzen literarischen Genre seine Berechtigung. Der unsichtbare Schatten, der über vielen Bildern in diesem Buch liegt, ist der eines Flugzeugs: In den 1970er-Jahren wurden Flugreisen so günstig, dass es mit zahlreichen Badeorten an der Nordsee bergab ging. Seit einem halben Jahrhundert betreiben Nordeuropäer, die mit dem Klima ihrer Heimat unzufrieden sind, in den Sommermonaten auf der Suche nach Erholung so etwas wie eine wohlmeinende Kolonisierung der Strände Südeuropas. Ob man daheim an den Strand geht oder in der Ferne: Allein der Akt ist bereits ein Ausdruck friedvollen Wohlstands und fast schon so etwas wie eine weltliche Religion. Entsprechend groß war der Schock der Touristen, als ihnen an den Stränden ihrer geliebten griechischen Ferieninseln, wo dereinst die Gottheiten der Antike ihr Unwesen trieben und die heute den neuen Göttern des Tourismus und der Freizeitkultur geheiligt sind, die ersten syrischen Kriegsflüchtlinge begegneten.

Heute verbindet man die Strände der Nordsee vor allem mit friedlichem Treiben, doch das war beileibe nicht immer so. In den Sanddünen Europas ist bereits reichlich Blut versickert; vor allem in Nordfrankreich und Belgien waren sie Schauplatz gewaltiger Konflikte. Die nackten Soldaten, die 1915 den Strand in Ostende bevölkern (S. 146/147), sollen sich im Meerwasser die Parasiten wegwaschen, die Kaval-



lerie im nachfolgenden Bild trainiert ihre Pferde (S. 148/149). Erschütternder sind die Fotos aus dem Zweiten Weltkrieg und aus der Nachkriegszeit. „Wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen, wir werden mit wachsender Zuversicht kämpfen und mit wachsender Stärke am Himmel. [...] Wir werden an den Stränden kämpfen, wir werden an den Anlegestellen kämpfen“, versprach Winston Churchill der britischen Nation in einer berühmten Rede, die am 4. Juni 1940 im Radio übertragen wurde. In Ostende schlüpfen Kinder, miteinander plaudernd, auf dem Weg zum Strand durch ein Loch im Stacheldraht – wir schreiben das Jahr 1941 (S. 123). An einem anderen Strand sitzt eine junge Frau fast ein wenig kokett im Sand, dreht die Schultern und biegt den Rücken durch; sie weiß ganz genau, dass sie gerade fotografiert wird. Um sie herum sehen wir Überreste des Krieges: ein in den Himmel gedrehtes, zurückgelassenes Geschütz, Munitionskisten und Granathülsen im Sand. Sie ist, bis auf den Fotografen und einen streunenden Hund im Hintergrund, ganz allein. Der Strand befindet sich in De Panne, in der ewigen Gegenwart der Fotografie haben wir 1940 (S. 122).

IV

Seit mehr als zwei Generationen hat nun kein Soldatenstiefel mehr an einem Nordseestrand seinen Abdruck im Sand hinterlassen. Aber auch wenn an der Küste keiner mehr kämpft, wird dort beileibe auch nicht nur gefaulenzt. Heute vertreiben sich viele Besucher die Zeit damit, Containerschiffen zuzuschauen, die auf dem Weg zu den Docks die kalten Fluten durchpflügen. Am anderen Ufer ragen hohe Kräne und Berge von Containern über den Hafen – der Fluss teilt die Welt hier ganz klar in zwei Welten: Arbeit und Freizeit. Die Kultur der Länder, die an die Nordsee grenzen, wurde schon immer durch den Handel bereichert, durch einen Austausch von Ideen und kulturellen Artefakten, wie er dem Warenverkehr stets folgt. Wie uns die Geschichte lehrt, steht vor dem Handel oft die Eroberung. Als mächtigste Seemacht der Nordsee leben die Wikinger noch heute in der populären Erinnerung weiter, als barbarische Räuber, die Klöster und Küstenstädte plünderten; die Frauen und Kinder verschleppten, um sie auf den Sklavenmärkten des Mittelmeerraumes zu verkaufen. Sie ließen sich auch hier und da nieder, so in Dublin und York, und ihre hervorragend konstruierten Schiffe halfen ihnen dabei, mit so weit

voneinander entfernten Märkten wie Bergen und Konstantinopel Handel zu treiben. Die Sagas, die sie hinterlassen haben, weisen darauf hin, dass sie Nordamerika mehrere Jahrhunderte vor Kolumbus erreicht haben – eine Behauptung, die vor einiger Zeit durch archäologische Entdeckungen auf Neufundland bestätigt wurde. Im Laufe der Zeit wurden aus Kriegern unweigerlich Kaufleute. Das moderne Konzept des grenzüberschreitenden Handels, der mit international anerkannten Gewichtseinheiten und Währungen operiert, entstand im 13. Jahrhundert, als die Hanse aus der Taufe gehoben wurde, die für die nächsten 300 Jahre im Handel den Ton angeben sollte. Als Vorläufer der multinationalen Konzerne von heute bestand das gemeinsame Interesse der Hansestädte darin, ein Monopol zu schaffen und es mit aller Macht zu verteidigen. Dieser Anspruch war wichtiger als jede Loyalität irgendeiner Nation gegenüber.

Die Nordseehäfen waren früher einmal belebte, quirlige Orte voll mit geschäftigen Menschen; davon ist nichts mehr übrig. Der Fotograf, Künstler und Kritiker Allan Sekula schrieb einmal, dass sie heute eher an das Handelsparkett der internationalen Finanzmärkte erinnern. „Wenn an der Börse der abstrakte Charakter des Geldes regiert“, so schrieb er im Begleittext zu den Fotos, die er für die Ausstellung *Fish Story*⁴ beisteuerte, „dann ist der Hafen der Ort, wo große Mengen materieller Güter auftauchen, die gerade in diesem Moment den Besitzer wechseln.“ Da er selbst am Hafen San Pedro in Kalifornien aufgewachsen war, hatte er ein Auge für die Veränderungen, die solche Häfen im Zuge der Globalisierung durchmachten. Als Kind glaubte er, Schiffe aus verschiedenen Ländern hätten alle eine unterschiedliche „nationale Physiognomie [...]“. Norwegische Frachter sind blitzsauber, griechische Schiffe verrostet und schmutzig. Spätestens in den 1990er-Jahren gab es solche sichtbaren Unterschiede nicht mehr, nicht zuletzt aufgrund der allgegenwärtigen Ausflagging: Die Reeder registrierten ihre Schiffe nun in Ländern, wo sie eine besonders billige Crew anheuern konnten und wo man weit weniger auf die Rechte von Arbeitnehmern pochte als in Europa oder Nordamerika.

Das merkte auch der britische Reiseschriftsteller Horatio Clare in seinem Buch *Down to the Sea in Ships* an. Clare fuhr auf einem großen dänischen Containerschiff mit, dessen Hauptdeck 360 Meter lang war. Die Bedingungen für seinen Aufenthalt als schreibender Schiffsgast hatte er mit einem Unter-

nehmen ausgehandelt, das 18 Prozent des weltweiten Containerhandels abwickelt und dessen Nettogewinn sich in Milliarden Dollar messen lässt. Mit Schrecken berichtet er, dass seine Gastgeber innerhalb eines Jahres „genauso viel Kohlendioxid in die Atmosphäre abgeben [...] wie das ganze Land Dänemark, wo das Unternehmen seinen Sitz hat“. Das Schiff, auf dem er mitfährt, legt für kurze Zeit in Felixstowe an, dann überquert es den Kanal und fährt weiter zum Suezkanal und dann in Richtung Asien. Zwar kommt der Kapitän aus Dänemark, doch die Mannschaft besteht aus Rumänen, Filipinos, Indern. Ohne diese Männer, schreibt Clare, „wäre das Leben, wie wir es kennen, gar nicht möglich. Ohne ihre Arbeitskraft wären wir nicht in der Lage, so zu arbeiten, zu essen, uns zu kleiden, zu kommunizieren, zu lernen, zu spielen, zu leben oder zu sterben, wie wir es heute tun.“⁵

Gleiches gilt im Grunde für die Männer, die etwas an Land schaffen, das ebenfalls von grundlegender Bedeutung für uns ist: die Arbeiter auf den von Wind gepeitschten Bohrinseln der Nordsee, die viele Wochen am Stück von ihren Familien getrennt sind und mit dem Hubschrauber zur Arbeit kommen, und die Fischer (wie auf den Fotos auf S. 178-185), die in Booten dem Wetter trotzen, die so klein scheinen, als passten sie bei den von Clare beschriebenen Containerriesen ganz locker durch die Ladeluke. Auf Seite 200 sehen wir Stephan Vanfleteren's eindruckvolles Porträt eines Fischers namens Marius. Seine vernarbte, faltige Haut und sein resolut wirkender Unterkiefer zeugen von einem ganzen Leben in Wind und Wetter. Einen Großteil dieses Lebens wird er in Ölzeug verbracht haben, wie dem, das er auf dem Foto trägt – die Mütze tief heruntergezogen, um Augen und Nacken vor der Gischt zu schützen. Kleidung, die so alltäglich und vertraut für ihn, ist wie eine zweite Haut – fast so, als hätte das Meer ihn inzwischen selbst in eine Art Meerestier verwandelt.

Heute erkennt Marius die Fischerei in der Nordsee indes kaum noch wieder. Zur Zeit, als das Foto auf Seite 222/223 aufgenommen wurde, das den Hafen in Grimsby zeigt, war die Nordsee noch die Speisekammer eines ganzen Kontinents. Doch seither sind ihre Gewässer unerbittlich überfischt worden, und in jedem neuen Jahrzehnt wurde es schlimmer. Noch in den 1960er-Jahren war der durchschnittliche Kabeljau eineinhalb Meter lang; diejenigen, die man heute fängt, sind noch unreif und viel kleiner, im Durchschnitt kommen sie nicht einmal auf 50 Zentimeter. Der hier einst so zahlreich vorkommende Thunfisch

ist mittlerweile verschwunden. Heute ist man mit Hightechgeräten und Sonar unterwegs, mit Fischerbooten, die viel länger auf hoher See bleiben können als früher. Und doch sind die Fangmengen nur ein Bruchteil dessen, was man im 19. Jahrhundert an Land brachte. Der Meeresboden der südlichen Nordsee hat sich heute auf vielen Tausend Quadratkilometern in eine leblose Wüste verwandelt. Schleppnetze haben die einstigen Austernbänke und Riffe längst zerstört. Doch nicht nur die Fischbestände sinken, auch die Reichtümer, die unter dem Meeresboden liegen, sind gefährdet: Der rückläufige Ölpreis führt dazu, dass sich immer mehr Unternehmen aus den Ölfeldern der Nordsee zurückziehen. Die einzige Branche, die dort derzeit boomt, kümmert sich um die Stilllegung von Bohrinseln.

V

Laut Allan Sekula war einer der wichtigsten Meilensteine bei der Modernisierung der Handelsschifffahrt die Beseitigung von Gerüchen. „Waren, die früher stanken, wie Guano, Kalziumsulfat, Thunfisch, Hanf, Melasse, steckt man jetzt in Container“, schreibt er. „Wenn man die Container von oben betrachtet, sehen sie fast aus wie ein wenig zu lang geratene Banknoten.“⁶ In früheren Jahrhunderten, als die Häfen von Antwerpen und Amsterdam Dreh- und Angelpunkt des europäischen Handels mit Asien waren, duftete es dort stets nach den Erzeugnissen, die die Kaufleute der Niederländischen Ostindien-Kompanie mit nach Hause brachten: Zimt, Nelken, Pfeffer und Muskatnuss.

Bereits im 15. Jahrhundert berichtete der Chronist Gilles Le Bouvier, Flandern sei „ein reiches Land mit Waren aus allen christlichen Nationen“.⁷ Dazu zählten Wolle, Textilien, Leder, Kohle und Käse aus England, getrockneter Kabeljau und eingelegter Hering aus Skandinavien, getrockneter Lachs aus Schottland, Pelze aus Russland und Bulgarien, Gold aus Polen, Wein aus dem Rheinland sowie „Holz, Getreide, Mandeln, Ziegenfelle, Safran, Reis, [...] Wachs und Anis, Kupfer und Feigen, Kümmel und Quecksilber“.⁸ Jahrhundertlang war Antwerpen zudem ein regelrechter Magnet für bildende Künstler, denn es war natürlich auch das Zentrum für den Handel mit Farben. 1520 kaufte Albrecht Dürer hier „das Rot, das man nur in Antwerpen erwerben kann, in frisch gekochten Blöcken“. Es gab Ultramarin aus afghanischem Lapislazuli, Grünspan aus Montpellier, Karmesin aus der Neuen Welt und Zinnober, der

in Antwerpen hergestellt wurde, aus Schwefel und Quecksilber, die man in Deutschland abbaute. Im Jahr 1885 hielt sich Vincent van Gogh im Hafen von Antwerpen auf, halb verhungert und doch begeistert von dem „unbegreiflichen Durcheinander“, das er dort vorfand: rauflustige Seeleute, Prostituierte und „monströse Dockarbeiter“, die Kuhhäute und Büffelhorn entluden. Auf der anderen Seite des Ärmelkanals sagte man den Seeleuten im Hafen von London nach, sie seien in der Lage, in vollkommener Finsternis am richtigen Kai anzulegen, indem sie sich am Geruch orientierten.

Heute hinterlassen die gelöschten Güter keine olfaktorischen Spuren mehr, und statt mit Silber und Gold bezahlt man inzwischen mit Devisen und Daten. Und genauso wenig Spuren hinterlassen die Mechanismen des Kapitalismus: Obgleich weltweit 90 Prozent aller Handelswaren mithilfe billiger, globalisierter Arbeitskräfte auf dem Seeweg transportiert werden, bewegen sie sich in einem „vergessenen Raum“⁹ – dem Ozean, der alle Landesgrenzen überwindet. Oft genug weiß die Mannschaft eines Frachters nicht einmal, was da eigentlich in den Metallcontainern steckt, die sich an Deck stapeln: Computer, Autos, Kleidung, Lebensmittel, Waschmaschinen, Drogen, Waffen? Die Fracht ist zu etwas Abstraktem geworden, zu einer Reihe Zahlen auf einem Frachtbrief, der irgendwo auf einem Bildschirm erscheint.

VI

Für die Landbewohner ist das Meer seit jeher ein Ort, an dem Menschen verschwinden und von wo aus einem das Unerwartete droht, seien es nun Wikingerschiffe, Menschenräuber, Armadas, Flüchtlinge oder Stürme. Auf den ersten Seiten des Romans *Sylvia's Lovers* (1863) von Elizabeth Gaskell droht das Unheil ebenfalls von der See her. Der Roman spielt im Fischerdorf Monkshaven, einer fiktionalisierten Version des Ortes Whitby in der Grafschaft Yorkshire an der Nordostküste des Vereinigten Königreichs, von wo aus damals noch regelmäßig die Walfänger in See stachen. In Monkshaven erstreckt sich das Meer bis zum Horizont „wie eine flache, mit Saphiren gepflasterte Straße“. Die, die aufs Meer hinausschauen, entdecken mit einem Mal einen Walfänger – es ist der erste, der in dieser Saison aus den tückischen Wassern vor der grönländischen Küste nach Hause zurückkehrt. Doch statt Erleichterung und Freude verbreiten sich dunkle Vorahnungen:

„Die Menschen, die das Ufer säumten, wurden still und ernst und machten sich darauf gefasst, dass zusammen mit der Flut möglicherweise die furchtbare Nachricht ihre Herzen erreichte, es sei jemand gestorben. Viele starke, hoffnungsvolle Männer waren an Bord der Walfänger nach Grönland aufgebrochen, doch sie kehrten niemals so zurück, wie sie in See gestochen waren. [...] Wessen Knochen waren zurückgeblieben, um auf einem der grauen und furchtbaren Eisberge zu verfaulen? Wessen Körper lag dort, bis das Meer irgendwann seine Toten freigäbe?“

Whitby war einer von 35 Häfen in Großbritannien, die vom 17. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Walfang mitmischten, und die Briten waren beileibe nicht die einzigen Nordseeanrainer, die Schiffe in die gefährlichen Gewässer rund um Grönland und Spitzbergen sandten: Niederländische, deutsche, dänische und französische Walfänger betätigten sich ebenfalls in der Walfangindustrie, mitunter arbeiteten sie zusammen, manchmal griff man die Konkurrenten aber auch an und kaperte ihre Schiffe. Falls die am Walfang beteiligten Nationen nicht gerade Krieg gegeneinander führten, waren die Besatzungen ihrer Boote genauso international wie die der heutigen Containerschiffe. Zu den allerersten Experten im Walfang zählten die Basken, aber wenn im Frühjahr die Schiffe in Richtung Norden segelten, so waren an Bord meistens Männer von den friesischen Inseln, insbesondere von der Insel Föhr, ganz gleich, unter welcher Flagge das Schiff fuhr. Im Jahr 1700 waren angeblich 1600 der 6000 Einwohner von Föhr im Walfang tätig. 60 Jahre später stammten 25 Prozent der Steuermänner der niederländischen Walfänger von dieser Insel.

Das begehrteste Zielobjekt der Walfänger in der Nordsee war der zahnlose und gutmütige Grönlandwal, der mit offenem Maul an der Wasseroberfläche schwimmt und mit seinen Barten, dünnen, biegsamen Hornplatten am Gaumen, Krill aus dem Wasser filtert. Das aus den Barten hergestellte sogenannte „Fischbein“ war ein äußerst begehrtes Material zur Verstärkung von Damenunterwäsche. Was sein Todesurteil zusätzlich besiegelte, war die Tatsache, dass der Grönlandwal extrem viel „Walfischspeck“ besaß. Das bedeutete erstens, dass er sich besonders leicht bergen ließ, sobald man ihn getötet hatte, da der Kadaver nicht unterging, und zweitens, dass man eine Menge Tran aus ihm gewinnen konnte, indem man den Speck vom Kadaver schnitt und einkochte. Bis zum Aufkommen der Gasbeleuchtung war Tran

der effektivste Grundstoff für künstliches Licht, im privaten wie im öffentlichen Bereich. Als Mitte des 20. Jahrhunderts diese Materialien endlich niemand mehr benötigte, war der Grönlandwal bereits fast ausgestorben.

Vor 9000 Jahren war Großbritannien noch durch eine Landbrücke mit dem europäischen Festland verbunden, die man heute als Doggerland bezeichnet und die bis an die heutigen Küsten der Niederlande, Deutschlands und Jütlands reichte. Als am Ende der letzten Eiszeit das nordamerikanische Inlandeis schmolz, stiegen die Wasserspiegel auf der Erde; Doggerland wurde zunächst in mehrere kleinere Inseln aufgespalten und verschwand am Ende komplett in den Fluten.

Fast überall ist die Nordsee um die 94 Meter tief, nur auf der Doggerbank – einer riesigen Sandbank, die früher ein äußerst ertragreiches Fanggebiet war und die nach den als „Dogger“ bekannten niederländischen Kuttern benannt ist – beträgt die Meeres-tiefe teilweise lediglich 15 Meter. Schleppnetz-fischer haben im Süden der Nordsee Überreste prähistorischer Löwen, Mammuts und Nashörner ans Licht gebracht sowie ein paar Werkzeuge unserer vorzeitlichen Ahnen, was darauf hindeutet, dass dies einst eine fruchtbare Ebene war.

Vielleicht führte die Tatsache, dass das Meer hier so flach ist, 2015 und 2016 auch dazu, dass sich eine Herde Pottwale verirrte und an der Nordostküste Englands, vor der niederländischen Insel Texel, vor der ostfriesischen Insel Wangerooge und vor Helgoland strandete. Es war beinahe, als wollten sie die früheren Zentren des Walfangs in der Nordsee inspizieren. Der Pottwal ist das größte bezahnte Raubtier der Erde. Er besitzt ein komplexes Kommunikationssystem – die Gesänge des Bullen mit ihren tiefen, nachhallenden Frequenzen bringen die Kuh zur Brunft – und lebt in matriarchalen Strukturen. Genau wie die Bartenwale jagte man auch die Pottwale bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Ihr Öl wanderte in Kosmetika und Margarine. Sie navigieren mittels Echoortung, geben also eine Reihe von Signalen ab, die vom Meeresboden oder auch von Fischschwärmen zurückgeworfen werden, und jagen meist in ziemlich tiefen Gewässern. In die Nordsee kamen sie möglicherweise auf der Suche nach Nahrung, und dort scheinen sie die Orientierung verloren zu haben. Sie starben am Strand, umgeben von mitfühlenden, hilflosen Zuschauern, während ihr immenses Gewicht nach und nach ihre inneren Organe zerdrückte.

Die meisten Länder rund um die Nordsee jagen diese riesigen Säugetiere heute nicht mehr – die Touristen, die nun in Whitby in See stechen, sind lediglich mit Kameras bewaffnet und fahren zum „Whale Watching“ hinaus – hier finden wir möglicherweise ein Vorbild für eine neue, nachhaltige Beziehung, die wir zu unserer Umwelt aufbauen müssen, wenn wir versuchen, Arbeitsplätze zu schaffen, ohne Ressourcen zu verschwenden.

Eine Bevölkerungsgruppe gibt es in der Nordsee, die heute noch in ganz alten Strukturen denkt. Die Färöer-Inseln nördlich von Schottland gehören zum Königreich Dänemark. Ihre Bewohner sind stolz auf ihre Traditionen, und eine Tradition lässt sich bis zum 8. Jahrhundert zurückverfolgen, als die Norweger die Inseln kolonisierten: Die Färinger jagen und essen Langflossen-Grindwale.

VII

Alle Staaten, die an die Nordsee grenzen, müssen sich ständig mit dem nassen Element auseinandersetzen. Einen großen Teil der heutigen Landmasse der Niederlande hat der Mensch dem Meer abgetrotzt – es ist eine künstliche Landschaft, die durch zahllose Kanäle, Dämme und Schleusen, Windmühlen und Wasserpumpen reguliert wird. Niederländisches Know-how kam auch beim Trockenlegen der Moore in Norddeutschland und East Anglia in Großbritannien zum Einsatz. Dort, wo die Bewohner sich angewöhnen mussten, auf Stelzen zu gehen, entstand so fruchtbares Ackerland, durchschnitten von Deichen und Wasserstraßen. In Deutschland überließ man niederländischen Ingenieuren Sumpfland, das sie entwässern und besiedeln durften; dort konnten sie dann unter niederländischem Recht leben, ganz so, als hätten sie aus dem Nichts Land herbeigezaubert, für das die übliche Gerichtsbarkeit keine Gültigkeit hatte. Heute sind diese Landschaften wieder akut gefährdet: durch einen Klimawandel, der sich als ebenso fatal erweisen könnte wie jener, der dafür gesorgt hat, dass die Nordsee an der Doggerbank so flach ist. Nationen mit einer extrem niedrig liegenden Landmasse litten schon immer unter Stürmen und Hochwasser; jetzt führt die globale Erwärmung zu noch dramatischeren Überschwemmungen und erhöhter Erosion. Im vergangenen Jahrhundert ist der Wasserspiegel in der Nordsee um 19 Zentimeter gestiegen. Die schweren Sturmfluten des Jahres 2014 durchbrachen in mehreren Ländern die Dämme und veränderten die Küstenlinie. 40.000 Seevögel starben dabei. Die starken Winde stehlen den Stränden die wichtigste Währung

LA REINE DE



ES FRITURES



des Ferientourismus, den Sand, und wehen ihn ins Landesinnere. Die charakteristische traditionelle Architektur der Küstenorte hat der Erosion wenig entgegenzusetzen. An der Küste von Norfolk hat sich ein Ferienhaus von seinem Fundament gelöst und ist die Düne hinuntergerutscht, bei einem anderen ist ein Teil des Fußbodens herausgebrochen und hat die Waschmaschine ausgespuckt (S. 186/187). Auf Sylt ragt ein Strandcafé mit Panoramablick über die Düne – mit einem Mal ist bereits das Betreten eine abenteuerliche Angelegenheit (S. 22/23).

Wie man mit diesen Herausforderungen fertig wird, verrät viel über den Nationalcharakter und die Kultur eines Volkes. In Skandinavien ist das Jedermannsrecht – auf Schwedisch *Allemansrätten* – gesetzlich verankert, das jedem Menschen zubilligt, sich frei in der Natur zu bewegen. Freiheiten wie diese sind in anderen Ländern, die an die Nordsee grenzen, jedoch stark eingeschränkt. „Als ich in manchen Ländern Dünengebiete besuchte, zum Beispiel in Holland oder Deutschland, war ich als Däne überrascht, wie stark man dort den Zugang zu den Dünen einschränkt“, schrieb ein Delegierter einer internationalen Konferenz zur Küstenerosion. „Alles ist dort geregelt, mit Zäunen, Holzstegen und Verkehrsschildern. Wenn man eine solche Infrastruktur nicht gewohnt ist, empfindet man das als eine Art visuelle Umweltverschmutzung. Es ist fast, als ob man durch ein Museum läuft. [...] Als seien die Leute nur noch Zuschauer und nicht mehr Teil der Natur.“¹⁰ Ein solches Gefühl der Entfremdung mag man jemandem nachsehen, der aus einem Land mit viel unberührter Wildnis in ein anderes kommt, dessen Landschaft größtenteils durch den Menschen geformt wurde. Die Methoden, mit denen die dafür Zuständigen die Nordsee in Schach halten, sind durch ihre jeweilige kulturelle Haltung geprägt, die man über Jahrhunderte zurückverfolgen kann. Wie sinnvoll ist es heute noch, dass britische Küstenstädte auf dem Seeweg riesige Felsbrocken aus Norwegen importieren, um damit ihre Häfen zu schützen? Wie lange taugt das Wassermanagement der Niederländer noch, wenn die globale Erwärmung das Wetter immer unberechenbarer macht? Die instinktive Reaktion moderner Industriegesellschaften besteht darin, immer höhere Barrieren zu bauen, immer mehr Kanäle zu graben und frühere Konstruktionen auszubauen, anstatt sich endlich mit der Natur zu versöhnen.

An der Ostküste Großbritanniens jedoch denkt man gerade um. Hier werden Gebiete, die vor mehreren Hundert Jahren trockengelegt wurden, derzeit wieder in Feuchtgebiete umgewandelt, und manche Siedlungen, in denen man lange gegen die Wellen kämpfte, wie Happisburgh in Norfolk, ziehen sich nach und nach ins Landesinnere zurück, während die Klippen dort langsam ins Meer bröckeln. Die positive Botschaft dieser ganzen Entwicklungen ist, dass sich die Natur, wenn sich der Mensch zurückgezogen hat und bestimmte Bedingungen wiederhergestellt sind, erstaunlich schnell erholt. Binnen kurzer Zeit kehren Zugvögel zurück und viele anderen Tierarten, die dort seit vielen Jahren niemand mehr gesehen hat. Küsten verschieben sich und verändern sich, es ist wie ein physisches Protokoll des Laufs der Jahrhunderte; jeder Versuch, sie in der Zeit „einzufrieren“, um dort herumzulaufen wie in einem Museum, ist genauso zum Scheitern verurteilt wie der Versuch, die Wellen zurückzuhalten.

Erinnern wir uns nur an den dänischen König Knut den Großen, der im 11. Jahrhundert über Dänemark, England, Norwegen und Teile von Schweden herrschte und der sich eines Tages in England am Strand einen Stuhl aufstellen ließ. „Solchermaßen sitzend“, heißt es in den Aufzeichnungen von Henry of Huntingdon, „rief er der stürmischen See zu: ‚Auch du unterstehst meinem Befehl, denn das Land, auf dem ich hier sitze, ist mein, und niemand hat jemals ungestraft einen meiner Befehle missachtet! Ich befehle dir nun also, nicht über mein Land zu fließen noch es zu wagen, die Füße und das Gewand deines Herrn zu benetzen!‘“ Wie niemanden überraschen wird, nahm das Meer keinerlei Notiz von seinem Befehl, und Knut „sprang zurück und sagte: ‚Lasst alle Menschen wissen, wie eitel und wertlos die Macht der Könige ist, denn es gibt keinen, der diesen Namen verdient, als jenen, dessen ewigen Gesetzen Himmel, Erde und Meer gehorchen!‘“¹¹

Inzwischen ist die Botschaft, die Knut den Menschen zu vermitteln versuchte, in ihr Gegenteil verkehrt worden. Heute gilt er als Inbegriff eines großwahn sinnigen Monarchen, der von der eigenen Allmacht überzeugt war. Dabei war seine Botschaft eigentlich eine ganz andere: Er demonstrierte, wie wenig Macht ein weltlicher Herrscher im Angesicht der überwältigenden Kraft der Natur besitzt, die seiner Meinung nach einzig und allein Gott, dem Herrn, unterstand. Wer sich der Urgewalt des Meeres ausgesetzt sieht, der fügt sich ihr am besten dadurch, dass

er sich zurückzieht. Seine Nachfahren in der Naturbehörde des dänischen Umweltministeriums scheinen das ähnlich zu sehen. Um noch einmal den oben erwähnten Konferenzteilnehmer zu zitieren (der zugegebenermaßen weniger poetische Worte fand als der alte König): „Beim modernen Dünenmanagement geht es darum, den natürlichen Prozessen so weit wie möglich ihren Lauf zu lassen.“¹²

VIII

Dass ein Eigenheim zerstört wird oder ein ganzes Dorf, dass ein Küstenabschnitt verschwindet, wo man sich gerne aufgehalten oder gearbeitet hat – all das wird für die Einwohner der Länder, die an die Nordsee grenzen, in den kommenden Jahrhunderten immer alltäglicher werden. Häuser werden aus ihrem Fundament gerissen und treiben Felder entlang, die sich in ein Meer im Binnenland verwandelt haben. Doch neben diesem Verlust gewinnen wir vielleicht auch etwas zurück: Respekt, möglicherweise sogar Angst vor der Macht des Meeres, das weitaus mehr zu vernichten imstande ist als die Sandburgen von Kindern. „Unsere Fantasie liebt es, sich mit Dingen zu beschäftigen, die so groß sind, dass sie unseren Verstand übersteigen“, schrieb Joseph Addison im 18. Jahrhundert.¹³ Vielleicht erklärt dieser Umstand das recht seltsam anmutende Verhalten älterer Menschen in britischen Küstenstädten, die mit dem Auto bis an den Strand vorfahren und dann aufs Meer hinausblicken, ohne auszusteigen. Natürlich ist der Ozean schon immer mit unserer Idee vom Erhabenen verknüpft, spätestens seit jenes Konzept im 1. Jahrhundert n. Chr. in den Schriften von Pseudo-Longinos auftauchte. Viele Jahrhunderte später griff es der Staatsphilosoph Edmund Burke auf, als er schrieb: „Eine Ebene enormen Ausmaßes an Land ist durchaus etwas Außergewöhnliches. Die Sicht auf eine solche Ebene mag so weit reichen wie die Sicht auf das Meer; doch kann sie den Geist auch mit etwas anfüllen, das so groß und bedeutend ist wie das Meer selbst? Dies mag mehrere Gründe haben, doch der wichtigste ist, dass der Ozean in uns ein nicht unbedeutendes Grauen entfacht.“¹⁴

Wir Menschen finden Vergnügen darin: Wir sitzen an einem warmen, sicheren Ort – vielleicht im Auto – und richten unseren Blick hinaus auf diese unbegreifliche Menge an Wasser, die unseren Sinn für die Größenverhältnisse in der Welt zurechtrückt und uns erkennen lässt, wie klein und unbedeutend

wir eigentlich sind. Dem Ausflügler jagt ein wohliger Schauer über den Rücken, wenn er aus sicherer Entfernung zusieht, wie eine große Welle über die Kaimauer bricht und die Passanten in die Flucht schlägt (wie in der Fotografie auf Seite 194/195), bevor das Wasser in den Gullys versickert, als sei nichts gewesen. Auch wenn wir an seinen Ufern Sport treiben, unter ihm hindurch Tunnel bauen, mit Luftkissenbooten und Helikoptern darüber hinwegschweben: Das Meer lässt sich nicht zähmen. Es lässt Passagierfähren kentern, Dämme brechen und wohlhabende Hafenstädte untergehen, wie es im Jahr 1287 der Gemeinde Old Winchelsea in der englischen Grafschaft Sussex widerfuhr. Dies ist die Quelle des „Grauens“, von dem Burke spricht: Eine unbändige Energie, deren sich die Dichter und Künstler der Romantik zu bemächtigen suchten, von Percy Bysshe Shelley, der seine Liebesbeziehung zum erhabenen Element bis zum Ende auskostete, als er vor Livorno im Mittelmeer ertrank, bis hin zum Maler William Turner, der geradezu magische Gemälde voll maritimer Effekte, Sonnenuntergänge und Stürme schuf.

Als Turner elf Jahre alt war, fiel seine Mutter einer psychischen Erkrankung anheim; während sie genas, schickte man den Jungen nach Margate an der Küste von Kent. Für den Jungen, der die verstopften Straßen rund um Covent Garden gewohnt war, waren die immense Weite der See, das Licht und vor allem der überwältigende Horizont eine echte Offenbarung – eine, auf die er Zeit seines Lebens immer wieder zurückkam. Turner fand, Margate besitze aufgrund seiner Lage – man blickt dort gen Norden aufs Meer – den „schönsten Himmel in ganz Europa“, und er verewigte die Stadt und ihr Meerespanorama in über 100 Arbeiten. Die Stadt bot ihm aber noch mehr, das man immer wieder mit der See in Verbindung bringt: Anonymität und eine recht großzügige Auslegung sittlicher Normen. Er bestieg in London die Eisenbahn als der berühmte Maler J. M. W. Turner, und neun Stunden später stieg er in Margate als jemand anderes wieder aus: als ein gewisser Mr. Mallard und später, als der Gatte seiner Wirtin verstorben war und er ihr Geliebter wurde, als Mr. Booth. Die Stadt diente ihm nicht nur als Ort, an den er floh, wenn er von der Welt genug hatte, sondern auch als Ausgangspunkt für die Reise in eine neue Welt: Von hier aus fuhren Schiffe über den Ärmelkanal, und mehr als einmal setzte er auf den Kontinent über, wo er Skizzen für neue Gemälde anfertigte.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



James Attlee

Nordsee

Kultur Geschichte Bilder

Gebundenes Buch, Pappband, 240 Seiten, 24,0 x 28,5 cm

200 farbige Abbildungen, 30 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-7913-8323-1

Prestel

Erscheinungstermin: März 2017

Schifffahrt, Fischerei, Handelswege, erbitterte Seeschlachten bis hin zu unbeschwerten Badeferien am Strand – die Themen rund um die Nordsee sind vielfältig und spiegeln schon immer die wechselvollen Beziehungen der anliegenden Länder. Sie haben viele wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Gemeinsamkeiten. Dieses umfangreiche Fotobuch versammelt überraschende, witzige und schöne Anekdoten sowie Zitate berühmter Zeitgenossen, die das Leben an und mit der Nordsee anschaulich illustrieren. Historische und aktuelle Fotografien sowie literarische und poetische Einsprengsel versetzen den Betrachter in augenblickliche Urlaubsstimmung.



Der Titel im Katalog